

Interview mit Hans Gangoly
von Albert Kirchengast für GAM

Im „aut. architektur und tirol“ wurde eine Ausstellung angekündigt: „Hans Gangoly – Im Dialog“...

Dieser Titel ist Hinweis auf die verschiedenen Kommunikationsebenen und Parameter unter denen ein Entwurf entsteht. Er meint einerseits den Dialog mit Bauherrn und Nutzern, andererseits aber auch mit dem Ort, mit seiner Geschichte, mit dem Vorgefundenen und nicht zuletzt mit meinen Mitarbeiterinnen im Büro, denn Architektur ist nicht etwas, das von jemandem alleine hervorgebracht wird.

Was bedeutet „Architektur“ für Sie?

Für mich ist Architektur bauen; das Entwickeln eines Konzepts vor dem Hintergrund realer Bedürfnisse, seine inhaltliche Verdichtung und schließlich die Umsetzung im öffentlichen oder privaten Raum. Es geht dabei nicht darum, ein Programm, eine Form oder ein Bild für etwas zu finden – das passiert erst am Schluss. So bleibt das Ausgangskonzept erhalten und das System flexibel.

Sie haben hier, an der TU Graz studiert.

Ja, und zwar von 1978 bis 1988, also vergleichsweise lang. Ich halte aber immer noch nichts davon, schnell zu studieren, weil Architektur viel mit Lebenserfahrung zu tun hat, mit Dingen, die man nicht über Dritte lernen kann, was einfach eine Frage des Alters ist. Es gibt bestimmte Vorstellungen und Zugänge, eine gewisse Fähigkeit von Wahrnehmung und Absicht, die sich erst mit der Zeit entwickeln und es ist für mich nicht wirklich vorstellbar, dass jemand, der mit 24 mit dem Studium fertig ist, diese Art von Absicht in seine Entwürfe integrieren kann, wie ich es für unverzichtbar halte. Dabei geht es eben nicht nur um räumliche Wahrnehmung, sondern auch darum, wie und warum Dinge benutzt werden und welche Bedeutung das hat.

Was hat sich seit Ihrer Studienzeit an der Hochschule verändert?

Das System des Unterrichtens hat sich komplett geändert. Zu meiner Zeit hat man eigentlich unter Ausschluss der Professoren studiert und ich war während meines ganzen Studiums nur einmal bei einer Korrektur. Das war das System der Zeichensäle, wo man sich weitgehend selbst unterrichtet hat. So etwas ist heute aus meiner Sicht des Lehrenden unvorstellbar. Ich möchte, dass man zur Korrektur kommt und es gibt auch verpflichtende Zwischentermine. Der grundlegende Mangel ist aber noch immer derselbe: Die Studierenden entwickeln keine Themen, keine Fragen aus der eigenen Vorstellungswelt sondern sind meist nur auf der Suche nach Formen und Bildern. Es gibt zwar inzwischen so etwas wie eine Analyse, aber zugleich haben sie so hohe Ansprüche an sich selbst, dass der Übergang zwischen Analyse und Entwurf immer schwieriger wird und oft gar nicht stattfindet und ich beobachte die starke Tendenz, Entscheidungen hinauszuzögern oder erst gar nicht zu treffen. Das hängt meiner Meinung nach mit dem Fehlen oder dem Ignorieren von einfachsten Grundlagen zusammen und oft bemerke ich das Bedürfnis nach einer „Entwurfsmethodik“.

Wir sitzen hier in Ihrer Institutsbibliothek, umgeben von Monografien, gut um Bilder zu suchen und weiter zu verarbeiten...

Es geht ja nicht darum, Bilder in diesen Büchern zu finden, sondern darum, Konzepte, Strukturen, das Wesen eines Entwurfs „lesen“ zu lernen. Das kann man nicht vermittelt bekommen, sondern muss man selbst tun. Es gibt einen Roman von Nicholson Baker: „Rolltreppe oder die Herkunft der Dinge“ wo minutiös beschrieben wird, wie alltägliche Handlungen abgewickelt werden, was sie möglicherweise bedeuten und wie eines zum anderen führt. Es vermittelt, worum es beim Entwerfen geht, nämlich um die Benutzung selbst der banalsten Dinge, um den Zusammenhang zwischen Benutzung und Gestaltung und darum, wie man Dinge, Räume, Orte benutzt wissen möchte.

Einer der Orte für Ihre Architektur ist Oberschützen. Für das dort von Ihnen geplante „Dialektinstitut“ haben Sie die Typologie des burgenländischen Streckhofs aufgenommen und in zeitgemäße Architektur übersetzt.

Das Thema einer bäuerlichen Architektur interessiert mich schon lange. Mein Zugang ist aber nicht, die Erhaltung eines formalen Bildes, wie das früher üblich war, sondern die Anerkennung einer vorhandenen Struktur und ihre Ergänzung mit dem, was sie braucht, um weiterhin gerechtfertigt zu sein. In diesem Sinn gibt es beim Dialektinstitut eine starke inhaltliche Analogie zwischen Bestand und Neubau, obwohl sich die beiden Teile formal ganz klar unterscheiden. Diese Analogie besteht unter anderem auf der übergeordneten Ebene des Umgangs mit Materialien, ihrer einfachen Hierarchie im anonymen Bauen. So etwas bestimmt das Wesen einer Kulturlandschaft. Fährt man von hier Richtung Istrien sieht man unzählige Variationen des Typus „Häuschen mit Satteldach“, der aus seiner Funktion heraus eine Existenzberechtigung hat. Aber aus der formalen Tradition heraus zu bauen ist heute vorbei, es funktioniert nicht. Es hat aber auch keinen Sinn, diese Haltung ändern zu wollen, man kann immer nur in Einzelfällen etwas erreichen.

In Oberschützen steht auch immer noch ein „Anschlussdenkmal“, das Sie in einem Gastentwerfen behandelt haben.

Wir haben an diesem Ort ein Roma-Museum zur Diskussion gestellt. Es ging dabei um die Kultur der Roma und ob es möglich ist, für diese Kultur ein Museum zu bauen bzw. einen so stark durch die Erinnerung geprägten Ort zu transformieren, neu zu besetzen.

Welche Inhalte sind an Ihre Formensprache gebunden?

Das kann, etwa am Beispiel des Einfamilienhauses, der Außenbezug sein. Das Licht, die Transparenz, die Grenzen die dadurch innerhalb eines Raumgefüges entstehen oder aufgelöst werden bis hin zum räumlichen Abschluss eines Ausblicks. Die Kommunikation zwischen dem Draußen und dem Drinnen, die möglichen Differenzierungen und Intensitäten.

Geht es dabei nur um ästhetische Kontemplation? Dann könnte es auch ein Bildschirm sein mit Bildern vom Grazer Bergland. Warum Natur?

Es geht dabei nicht um das Bild sondern um die Tiefe, um die Veränderung, auch um die Verortung. Die Vorstellung vom virtuellen Raum in der Architektur sollte man endlich aufgeben, das ist naiv.

Architektur als Politikum: Graz, Kastner&Öhler Ausbau, Zaha Hadid, Weltkulturerbe...

Die Lage in Graz lässt sich ganz einfach beschreiben: die Politiker hier sind entscheidungsunfähig. Sie brauchen ja keine Ideen zu haben, aber sie entwickeln auch keine Rahmenbedingungen. Als Beispiel: Stadt ist Dichte. Das wird nicht anerkannt, wie man auch am Ausbau von Kastner&Öhler sieht. Das große Problem dabei ist die Nivellierung von Qualität.

Ihre Zeit als Idealist ist vorbei?

Nein, die Zeit als Vermittler ist vorbei. Nicht die Zeit, mein Bestmöglichstes zu tun.